

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Freiherr von Silber

urn:nbn:de:bsz:31-62031

wie eine Mauer und jede Wildfährte auffindet, — nun, das muß jeder gute Jagdhund können. Er hat aber eine so feine Nase, daß er mir auch jeden Wildbied stellt, und wenn ich den Cäsar nicht hätte, könnte ich mich vor dem Gesindel kaum wehren, und in meinem Revier gäbe es bald keinen Hasen und keinen Rebhock mehr. Am letzten Samstag aber hat er ein Stücklein aufgeführt, das ich selber nicht glauben würde, wenn ich's nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte. Also am Samstag-Abend saß Cäsar, drüben am Firschengraben, eine Fährte auf, und gleich darauf höre ich ihn laut geben. Aha, dachte ich, da ist etwas los, und ging der Spur nach. Und richtig, da stand der Cäsar, den einen Vorderlauf erhoben und mit der Rutte wedelnd, vor einem alten Handelsjuden, den er ganz regelrecht gestellt hat. Natürlich ein Wildbied.

„Halunke, du hast gewildert!“ schnauzte ich den Juden an. „Heraus mit dem Wild!“

Der Alte zitterte am ganzen Leibe und beteuerte seine Unschuld.

„Du hast gewildert, herunter mit deinem Sack!“ Der Jude leerte seinen Sack aus und lehrte alle Tuschchen um. Nichts als alte Lumpen, altes Eisen und Knochen.

Da wurde ich zornig: „Du mußt Wild bei dir haben, oder bei dir gehabt haben. Cäsar hat dich gestellt und Cäsar irrt sich nicht!“

„Gott der Gerechte! Will ich nicht kommen in Abrahams Schoß!“ beteuerte der Alte.

„Das wird sich zeigen; marsch! vor mir her und nicht gemückt oder . . .“ und um den Keck einzuschüchtern, nahm ich die Flinte schußgerecht in den Arm.

„Um Gottes willen, nicht schießen, Herr Förster! Ich bin unschuldig! Will ich nicht leben und gesund sein!“

Fast dauerte mich der Alte, aber mit Wilddieben habe ich kein Mitleid. Also marsch! Der Alte, halbtot vor Angsten wandelt voraus, der Cäsar dicht auf seinen Fersen, und ich mit der Flinte hinterdrein.

Wir hatten aber noch keine fünfzig Schritte gemacht, auf einmal hörte der Jude auf zu lamentieren, drehte sich um und lachte mich ganz freundlich an.

„Nun, was soll's?“ sagte ich ganz erstaunt.

„Ich hab's, Herr Forstmeister, ich hab's!“

„Na, was denn? Heraus mit der Sprache!“

„Ich hab's! Der Herr Cäsar, ein fainer Hund, hat mich gestellt weil er hat gerochen mit seiner Nase meinen Namen! Ich heiße H e r s c h!“

Nachdem der Förster dieses Stücklein zum besten gegeben, leerte er sein Glas und schaute sich triumphierend um:

„Nun, meine Herren, was sagen Sie dazu?“

Der Bürgermeister warf einen bedenklichen Blick auf den Erzähler: „Förster, spüret Ihr nichts im Bauch?“

„Wie so?“

„Gift!“

„Bah! Dummes Zeug!“

Denksprüche.

Nicht List und nicht Berwegenheit, keins wird dich glücklich machen; beim Schoß nimm die Gelegenheit, so wird das Glück dir lachen.

Kenntnisse sind die einzige Macht, die man sich verschaffen kann, wenn man sie nicht hat; Macht ist Kraft und Kraft ist alles.



Der geneigte Leser kennt den 69er und 79er Rebhock der den geübten Spitzbuben, der als „Herr Reihspan“ den berühmten „Kaiserreihspan“ erlunden, und den „Baron Nidel“ im „Fortuna“ so wohlfeil

So lange die 500 Mark hielten, die ihm Fortuna dem Fortunawirt in den Schoß geworfen, hatte er die nobleste Grundsätze, aber leider zu seinem Stande entsprechenden noble Passionen, und der Kampf zwischen beiden endete damit, daß die noblen Reihspannen siegten, daß er die Tugend wieder verließ

rückfällig wurde.

Der Kalender wurde sein Unglück.

Bei seinem Einzug in die berühmte Bäderstadt hatte er es versucht, als Baron Nidel im Hotel de France nochmals den Streich auszuführen, der ihn unter diesem Titel im Hotel Fortuna so gut gelang. Unglücklicherweise aber hatte der Hotel de France-Wirt die Fortunageschichte im Kalender gelesen, so dem kam es ihm verdächtig vor, daß der Herr Baron bei einer Hitze von 25° R. seinen langen Überrock nicht ablegen wollte, — kurz, der liebenwürdige Gastgeber that es nicht anders, und der dienstfertige Kellerneer legte mit Hand an, und der aus seiner Fülle herausgeschälte Baron entpuppte sich als ein einfaches bürgerlicher Strolch in — Unterhosen.

„Ha, ha, ha! der Herr Baron Nidel aus dem Paderbinder!“ lachte der Herr Gastgeber und . . . Wie seiner Würde beraubte Baron unter Beihilfe des französischen Hausknechtes das Hotel verlassen hat, wollen wir nicht näher beschreiben und nur noch der Wahrheit gedenken, daß der Hausknecht für seine Bemühung von dem Baron ein Trinkgeld nicht erhalten hat.

Auf seinem Spaziergange nach dem nahegelegenen Schloßgarten, dem er in einer dichten Larishecke die leihweise Aufbewahrung seiner Hosen anvertraut hatte, machte der Herr von Nidel seine Betrachtungen.

„Schändliches Pech! das Rebhuhn und der Braten standen schon auf dem Tische! der Braten duftete mir noch in der Nase! Leider hat auch der Wirt, der gemeine Kerl, den Braten gerochen. Hätte ich nur . . .“

Aber mich hinauswerfen zu lassen, ehe ich mir noch ein Bissen und nur einen Trunk über die Lippen gebracht! War Medoc, meine Lieblingsmarke! Pfui! Und das dieser verdammte Hintende mit seiner Geschicklichkeit aber famos! Hat mich zu einem berühmten Mann gemacht. Wie ich wieder bei Kasse bin, kaufe ich den Kalender!“

Der Baron von Nidel aber ist ein Charakter, der durch ein verunglücktes Unternehmen nicht den Kopf verliert.

Er kalkulierte ganz richtig: „Wäre ich ein weißer Baron, so wären wahrscheinlich einige meiner Reihspannen auch Spitzbuben gewesen, aber adelige Spitzbuben.“

hübritter, die ganze Kaufmannskaravane plünderten und sich durch einen verunglückten Raubzug nicht abrecken ließen von neuen ritterlichen Thaten. Und wir elige sind stolz auf die Thaten unserer men. Drum, Baron von Nickel, sei edig deiner berühmten Vorfahren, und um du auch, der Uebermacht weichend, ich einen bürgerlichen Hausknecht hingenommen worden bist, — dem Klüß gehört die Welt!"

Diese Überzeugung aber hatte der Baron kommen, daß es — dank dem Hinlenden — mit dem "Nickel" nicht mehr en werde, er griff deshalb zu einem ern Metall und erhob sich zum Freierrn von Silber.

Und so sehen wir nun den unternehmen- Freiherrn stolz die Straßen einer ossstadt durchwandeln, — elegant vom heitel bis zur Hebe, vom glänzenden idenbut bis zu den Glanzstiefeln. Es ist elegante Anzug, den er seiner ritter- an Unternehmung im Hotel Fortuna danken hat; er hütet ihn wie seinen gäpfel, denn er ist seine Rüstung, sein ndwerkszeug, und er würde eher Hunger en, ehe er sich entschließen könnte, auch e ein Stück seines Spitzbubenrüs- ges auf dem Leihause zu versilbern.

Wenn heute das Spitzbubenhandwerk enert würde, sein eleganter Anzug, sein Handwerks- g, müßte steuerfrei bleiben.

Zwei Hauptstücke seiner Ausrüstung aber sind: ein es Bändchen im Knopfloch und ein feines Batist- hentuch, in dessen einen Ecke eine dicke Freiherrnkron- gestickt ist. Rote Bänd- n finden sich — wie das as von zerbrochenen Kir- senstern — wie er aber den Besitz der Freiherrn- ne gekommen, — ob er sie einer freiherrlichen Tasche r soust wo gefunden hat, sein Geheimnis. Er trägt es Tuch in der Seitentasche tes Kodes und läßt den iel mit der siebenzackigen one so recht in die Augen ingend herausbambeln.

Hinter Freiherrn, die de- tert sind, pflegt man in Regel keine Spitzbuben vermuten.

Heute aber ist er in einer Freiherrn seltenen Situa- a: er hat Hunger, einen klischen, echt bürgerlichen unger, und keine Mittel, ten bellenden Magen zu schwichtigen. Alles ist bei in leer: ein leerer Gelb- tel, eine leere Cigarren- e, ein leerer Magen. Bei dem Freiherrn von ber ist sein Name das einzige Silber, dessen er sich erfreuen hat. Wenn man einen Freiherrn von Silber Kupfer und Nickel wechseln könnte, er hätte es gethan. Vor dem Auslagefenster eines Würstlers blieb er dankenvoll stehen: „Ist es nicht schändlich, einem

hungrigen Menschen, der keinen Pfennig in der Tasche hat, solche unerreichbare Würste, Schwarzenmagen, — ja sogar Schinken vor die Nase zu setzen?! Weiß Bis- mark nicht, daß solche appetitliche Bissen unter Glas und Rahmen einen hungrigen Menschen zum Sozialdemokraten machen müssen? Pfiu!"



Mit einem Seufzer und einem letzten Blicke auf die Würste wandte er dem verlockenden Schaufenster den Rücken.

„So spielt das Schicksal mit dem Menschen! Ich, dem sonst alles Wurst ist, habe jetzt von all den Würsten keine einzige, um meinen Hunger zu stillen! Schändlich! — Wenn ich wenigstens nur eine Cigarre hätte? Eine feine Havanna ist halbe Fütterung!"

Mit diesen philosophischen Betrachtungen war der Freiherr an einem feinen Cigarrenladen angelangt, den er einer nähern Beachtung würdigte.

„Lager importierter Cigarren von Kaver Gutmann.“

Der importierte Cigarrenhändler stand breitspurig vor seiner Ladenthüre und blies bläuliche Rauchringe in die Luft, gleichsam die Glieder einer Kette, um damit Kunden zu fangen.

„Der Mann sieht dumm und gutmütig aus und heißt Kaver! Ich riskier's!"

murmelte Herr von Silber, klemmte sein Glas ins Auge, zupfte die Freiherrnkronne etwas weiter heraus und betrat mit der vornehmen Nachlässigkeit, die dem Freiherrnstande eigen ist, den Laden.

„Gefällig?“ fragte der Inhaber des Ladens höflich.

„Herr Gutmann, Ihr Cigarrenlager ist mir empfohlen, und ich möchte einmal eine echte Havanna versuchen.“

„Große Auswahl, mein Herr! Was beabsichtigen Sie anzulegen?“

„Der Preis ist mir gleichgültig. Wenn sie nur gut und echt ist. Sie bedienen wohl die höhere Aristokratie?“

„Zu dienen. Die meisten Kavaliere vom Hofe. Das Offizierskasino im „Goldnen Stern“ bezicht seinen Bedarf bei mir, und auch Prinz Heinrich beehrt mich mit seiner hohen Kundschaft.“

„Prinz Heinrich? Diese Cigarre kenne ich. Liebenswürdiger Herr, der Prinz hat mir auf der letzten Hofjagd eine angeboten. Bitte, zeigen Sie mir die Prinzencigarre.“

„Ah, der gnädige Herr sind bei Hofe eingeführt?“

sagte Herr Gutmann mit einem bewundernden Blick auf das rote Bändchen und auf die Siebenzackige.

„Freiherr von Silber,“ erwiderte der Spitzbube nachlässig.

Herr Gutmann machte eine tiefe Verbeugung und wurde ganz klein vor Respekt.



Der Freiherr entnahm dem Kistchen eine Cigarre und setzte sie in Brand.

Hinterer Text für 1886.

„Große Ehre, daß der gnädige Herr mir hochdero Kundschaft schenken. Hier die Prinzencigarre!“

Der Freiherr entnahm dem Kistchen eine Cigarre, kippte die Spitze ab an der „Cigarenguillotine“ und setzte sie in Brand.

„Richtig, ganz die gleiche Sorte. Feine Cigarre. Der Preis?“

„Fünfhundert Mark das Tausend.“

„Ganz preiswürdig. Ich werde zwei Kistchen nehmen. Sie haben doch großen Vorrat? Ich wechsle nicht gerne, wenn ich eine gute Nummer gefunden habe.“

„Noch viele tausend. Befehlen Excellenz, daß ich die Cigarren in das Hotel schicke?“

„Ich werde sie heute abend durch meinen Kammerdiener holen lassen. Er wird den Betrag berichtigen. Hundert Mark?“

„Bitte, bitte, hat keine Eile!“

„Ich bin gewohnt, meine Einkäufe bar zu bezahlen. Ich hasse die Rechnungen.“

Mit der letzten Bemerkung hatte der Freiherr die volle Wahrheit gesagt, er hasste in der That nichts mehr als „Rechnungen“.

Herr von Silber füllte ganz unbefangen seine sehr umfangreiche Cigarrenbüchse und griff nach seinem Hute: „Diese werden reichen bis heute abend. In einigen Wochen werde ich wieder vorsprechen; ich bin ein starker Raucher. Bis dahin guten Tag!“

„War mir eine große Ehre, gnädiger Herr!“

Der glückliche Cigarrenhändler begleitete seinen vornehmen Besuch bis auf die Straße und verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung.

In seinen Laden zurückgekehrt, öffnete er sein Kontobuch, und mit der schmunzelnden Bemerkung: „Ein feiner, ein famoser Kunde,“ versah er eine leere Seite mit der Aufschrift: Freiherr v. Silber.

Dieser wandelte die Straße fürbass und blies behaglich blaue Rauchwölkchen in die Luft: „Ein braver Kerl, der Herr Gutmann! Cigarren hätte ich. Jetzt fehlt nur noch das Mittagessen.“

Herr v. Silber hatte zwar die geistreiche Bemerkung gemacht: „Eine feine Havanna ist halbe Fütterung,“ allein sein Magen verlangte jetzt dringend auch noch die andere Hälfte, — aber wie sehr er auch sein Gehirn zermarterte, heut wollte ihm kein Mittel einfallen, diesen gerechten Anspruch zu befriedigen. Die Straße, die er durchwanderte, war, wie ihm zum Hohn, auf beiden Seiten förmlich eingesäumt mit Hotels, Kaffeehäusern, Delikatessenhandlungen, Wurst- und Bäckeläden, so daß er zwischen diesen Herrlichkeiten so eigentlich Spießruten laufen mußte, und endlich in ziemlich übler Laune am Ende der Stadt auf einen freien, mit Bäumen bepflanzten Platz stieß.

Den Hintergrund des Platzes bildete ein großes Gebäude, offenbar ein Schulhaus, denn das „doppelt geöffnete Haus“ spie eine lärmende Schar Schüler aus und soeben hatte es von dem Türmchen 4 Uhr geschlagen.

„Bier Uhr! Just die Zeit, wo der hohe Adel zu Mittag zu speisen pflegt,“ murmelte unser hungriger Freiherr mit einem wehmüthigen Blick nach dem Gasthause, das die Seite des Platzes zierte und mit seinem glänzenden Schilde so recht freundlich zum Besuche einlud. „Aha! der Goldne Stern!“

Der Platz hatte sich inzwischen geleert, nur ein Duzend Knaben im Alter von 10 bis 12 Jahren war zurückgeblieben und in einem lärmenden Spiele begriffen. Die Jungens verführten ein großes Geschrei, wurden schließlich handgemein und schlugen mit Schulsäcken und Bücherriemen tüchtig aufeinander los.

„Ein förmliches Turnier,“ lachte unser Freiherr und im Hinblick der kampflustigen Burschen wogte er einen Augenblick seinen Hunger.

„Se da, ihr Jungens! Was treibt ihr denn da?“ rief er in den Tumult hinein.

„Wir spielen Reichstagles!“ erwiderte ein blond gelockter Knabe, der eben den Rücken eines Reichsboten mit dem Lineal bearbeitete.

„Ha, ha! Sehr gut! Reichstagles spielt ihr? Deshalb prügelt ihr einander durch?“

„Es will halt jeder Bismark sein,“ sagte der Blonde, „und ich bin ja doch der größte und stärkste von allen, und heiße Otto wie der große Bismark!“ und dann packte er einen andern Kollegen am Kragen, um ihn schlagende Beweise zu geben von seiner Verehrung „Bismark“ zu sein.

„Gottvoll!“ jubelte der Freiherr, „Teufelskinder! Doch jetzt gebt Ruhe, ihr Rader!“

„Soll ich Ruhe schaffen, lieber Herr?“ fragte der junge „Bismark“.

„Ja, schaffe Ruhe, mein Junge! Ha, ha, ha! Willst du den Reichstag auflösen?“

Der Junge hielt die hohle Hand vor den Mund und schrie: „Der Herr Lehrer kommt!“

Auf diesen Schreckensruf stob der Reichstag auseinander und die kleinen Reichsboten verdufteten auf allen Seiten.

„Ha, ha, ha! da laufen sie,“ lachte der angehende Bismark.

„Bravo, mein Junge, das hast du gut gemacht! Wie heißt du? Und ist das da dein Bruder?“

Neben dem energischen jungen Kanzler stand ein jüngerer Knabe, der an der allgemeinen Hand teilgenommen hatte, und da die beiden gleiche Wangen, gleiche Zuppen und gleiche Hosen auf- und anhaben so gehörte kein großer Scharfsinn dazu, in beiden Brüder zu vermuten.

„Ja, lieber Herr, das ist mein Bruder Fritz, und ich heiße Otto, Otto Gutmann!“

„Was? Gutmann? Cigarrenhändler Gutmann?“

„Ja, Herr, unser Laden ist am Kornmarkt.“

„Richtig, mein Junge. Euer Vater ist ein braver Mann und ein guter Freund von mir. Habe ich für 100 Mark Cigarren bei ihm gekauft. Om, om! Im Kopfe des Freiherrn tauchte ein Gedanke auf nach dem er bis jetzt vergebens gesprochen hatte — Gedanke, wie er zu einem Mittagessen kommen könnte.“

„Ich hab's! Richtig, so geht's! Und ich verleihe noch eine gute That damit. Ich bin wirklich der brave Gutmann eine Entschädigung schuldig, und da seinen Kindern will ich ihm seine Gutthat vergelten.“

„Kinder,“ sagte er laut, „habt ihr Hunger?“

Die Brüder lachten: „Es ist 4 Uhr,“ sagte der ältere, „da haben wir immer Hunger. Die Mutter hat uns auch schon unser Butterbrot gerichtet.“

„Nichts da von Butterbrot,“ sagte der freundlichere Herr, „ihr sollt mit mir mein Abendbrot teilen, hier in dem „Goldnen Stern.“

„Aber...“ versuchte Otto einzuwenden, „wir dürfen noch in kein Wirtshaus!“

„Was? Mit dem Freund Gures Vaters? Ich werde es verantworten. Was ist eure Leibspeise? Was habt ihr von einem tüchtigen Pfannentuchen nebst Apfelwein? Was? Habe ich's getroffen? Vornwärts marsch! Pfannentuchen mit Apfelwein! Wer hat jemals in seinem 10. Jahre solcher Verlockung widerstanden?“

Hand in Hand mit „seinen Kindern“ betrat Herr von Silber die Gaststube zum „Goldnen Stern“.

in Blick in einen der deckenhohen Spiegel über-
 e ihn, daß sein „Freiherrnzipsel“ und das rote
 chen in der richtigen Verfassung seien, auch hatte
 Gastwirt bereits einen befriedigenden Blick auf das
 slock geworfen.
 er gnädige Herr befehlen?“
 nder, setzet euch! Bitte, meinen Jungens eine
 ge Platte Eierkuchen mit Apfelloppott. Der Lehrer
 ihnen ein gutes Zeugnis, und das soll nun durch
 Eierkuchen belohnt werden.“
 r Gastwirt lächelte: „Sehr gut! der gnädige Herr
 hen sich auf Kindererziehung. Sollen gleich be-
 werden. Befehlen der gnädige Herr sonst...“
 hr Gasthof... Herr... Herr...?“
 eumaier, zu dienen.“

ichtig, Neumaier. Ihr Gasthof, Herr Neumaier,
 ir empfohlen worden, und — Otto, setze dich
 e — und namentlich hat man mir Ihre reinen
 ie und Ihre feine Küche
 mt. Ich bin ein bißchen
 mand und möchte mich
 überzeugen. Ich denke,
 Flasche Rüdesheimer und
 kleine Auswahl kalter
 sen?“
 rr Neumaier winkte und
 tellner flogen.
 to und Fritz waren durch
 — ziemlich unverhoffte —
 Zeugnis ihres Lehrers
 ig überrascht, und ließen
 ihre Belohnung, den Eier-
 t, trefflich schmecken.
 r Gastwirt sah ihnen lä-
 zu: „Die jungen Herren
 einen guten Appetit!“
 ie Jugend, die Jugend,
 Neumaier! Ubrigens
 ich mich auch nicht bella-
 setzte der Freiherr hinzu
 hielt sein Glas gegen das
 „Ihr Wein, Herr Neu-
 er, ist wirklich ausgezeichnet,
 der kalte Fasan“ — Herr
 Silber küßte seine Finger-
 — deliziös! Ich werde den „Goldnen Stern“
 vergessen.“

Der gnädige Herr sind sehr gütig.“
 ehören nicht auch Prinz Heinrich und die Herren
 ziere zu Ihren Gästen?“ fragte der Freiherr.
 ihre Hoheit haben mich allerdings auch schon beehrt.“
 ichtig, und jetzt fällt mir bei, der Prinz war es
 er Sie mir empfohlen hat. Es war bei der letzten
 agd, da sagte der Prinz: mein lieber Freiherr
 ein Name ist „von Silber“ —
 er Wirt verbeugte sich.
 Rein lieber Freiherr, sagte der Prinz, wenn Sie fein
 n wollen, der „Goldne Stern“ ist unübertrefflich!“
 rr Neumaier strahlte vor Vergnügen. Der Frei-
 blicke nach der Wanduhr: „Schon fünf Uhr?“
 Telegraphenbureau ist wohl ganz in der Nähe?“
 Gleich um die Ecke, gnädiger Herr!“ Herr von
 er erhob sich und griff nach dem Hute: „Kinder,
 gt euch ordentlich, ich habe eine Depesche aufzu-
 n und bin gleich wieder hier.“
 Könnte nicht der Portier...?“
 Nein, nein, wichtige Depeschen gebe ich selbst auf.
 e schon schlumme Erfahrungen gemacht. Bitte einst-

weilen meine Rechnung. Ich lasse — ha, ha, ha! — ich
 lasse Ihnen die Kinder als Pfand! Auf Wiedersehen!”

Herr Neumaier war ungemein belustigt, daß der
 vornehme Herr ihm seine Kinder als Pfand lassen
 wollte, und begleitete lachend seinen Gast bis unter
 die Thüre.

Die Depesche mußte sehr wichtig sein, denn der
 Freiherr entfernte sich mit raschen Schritten und bog
 um die Ecke. Die als Pfand zurückgelassenen Kinder
 hatten inzwischen reinen Tisch gemacht und sungen
 an, unruhig auf ihren Stühlen zu rücken.

„Nur Geduld, Ihr jungen Herren,“ beruhigte Herr
 Neumaier, „der gnädige Herr werden bald zurückkom-
 men. Habt Ihr noch Appetit? Noch eine Tasse
 Schokolade? Ja? Jean, zwei Tassen Schokolade für
 die Kinder!“

Herr Neumaier war ein erfahrener Mann; einer
 Tasse Schokolade kann kein Kind widerstehen, auch
 wenn es vorher eine Platte
 Pfannenkuchen vertilgt hat.

Aber auch die Schokolade
 war nur imstande, die Kinder
 für eine weitere Viertelstunde
 zu beschwichtigen, und länger
 ließen sie sich nicht mehr halten.
 „Es ist bald sechs Uhr,“ sagte
 Otto, „wir müssen nach Hause!
 Der Vater wird schelten!“

„Ei, so wartet doch nur, bis
 der Vater kommt! Er bleibt
 freilich lange aus, und...“

„Dort kommt der Vater,“
 rief der kleine Fritz mit einem
 erschrockenen Blicke nach dem
 Fenster und machte einen Ver-
 such, unter den Tisch zu
 schlüpfen.

„Wahrhaftig, der Vater,“
 rief Otto und sprang nach seiner
 Mütze.

„Was? Euer Vater? Wo?
 Das ist ja Herr Gutmann,
 der da über den Platz rennt?!“

Einen Augenblick später wurde
 die Thüre aufgerissen und Herr
 Gutmann stürzte erhit in's Zimmer; „Ja, da sind
 sie ja?! Was treibt ihr hier, ihr Racker?“

„Bitte, Herr Gutmann, mäßigen Sie sich,“ be-
 schwichtigte Herr Neumaier. „Beleidigen Sie meine
 Gäste nicht!“

„Was Gäste?“ brauste der erzürnte Cigarrenhänd-
 ler auf: „Lausbuben sind es. Marsch, mit mir nach
 Hause!“

Nun verlor auch der Gastwirt die Geduld.
 „Die Kinder des Freiherrn von Silber stehen unter
 meinem Schutze! Verstanden, Herr? Geben Sie Ruhe,
 oder ich...“

Herr Gutmann machte ein erstauntes Gesicht: „Kin-
 der des Freiherrn von Silber? Diese Kinder?“

„Ja, diese Kinder!“

„Herrgott, ich werde doch meine Kinder kennen?
 Begegnet mir vorhin der Freiherr und erzählt mir
 lachend, meine Buben säßen im „Goldnen Stern“ und
 ließen sich's wohl sein! Otto, jetzt heraus mit der
 Sprache! Wie kommt ihr daher?“

„Lieber Vater,“ — der Herr Gastwirt suchte er-
 schrocken zusammen, — „lieber Vater,“ erzählte der
 Junge, „wir können nichts dafür. Der fremde vor-



„Otto, heraus mit der Sprache! Wie kommt ihr daher?“

nehme Herr hat uns zugehauert, wie wir draussen auf dem Plage „Reichstagsles“ spielten, und dann hat er freundlich mit uns gesprochen und uns zu einem Abendessen eingeladen. Er sei ein Freund von dir, lieber Vater, und wolle alles verantworten, und . . . und da haben wir . . .

Herr Neumaier liess sich in einen Stuhl fallen und brach in ein krampfhaftes Gelächter aus: „Und da hat der saubere Freiherr mit seiner Krone im Sack- tuchzipfel und seinem Orden im Knopfloch auf meine Kosten einen ganzen Fasan gefressen und von meinem besten Rudesheimer gefossen. Und Ihre Kinder hat er mir als Pfand gelassen! Da, ha, ha! Hol' ihn der Teufel!“

„Und mir,“ lachte Herr Gutmann etwas gezwungen, „mir hat er ein Dukend meiner Prinzen- Cigarren à 50 J abgeschwindelt! Ein geriebener Spitzbube!“

„Kommt, Kinder!“

„Halt da,“ rief Herr Neumaier, der entschlossen schien, der Sache eine heitere Seite abzugewinnen, — „halt,“ die Knaben sind verpfändet und müssen ausgelöst werden!“

Die Kinder hatten aber während dieser Scene die Thüre gewonnen und zum großen Vergnügen ihres Vaters das Weite gesucht. „Ha, ha, ha!“ lachte dieser, „da laufen die freiherrlichen Pfänder; fangen Sie sie.“

„Na, wohlbekomm' ihnen der Pfannenkuchen! Herr Gutmann, gönnen wir dem lumpigen Freiherrn den Triumph nicht, uns geärgert zu haben und . . .“

„Topp! Ich löse meine Knaben aus mit einer Flasche Sekt!“

„Und ich poniere einen Fasan. Der Freiherr hat mir glücklicherweise einen übrig gelassen!“

Nach zweiund- zwanzig Jahren.



Im Westen von Nordamerika liegt die große, schöne, gewerbreiche Stadt L . . . Sie ist noch nicht alt.

Kaum fünfzig Jahre sind verflossen, seit die ersten Ansiedler ihre Blockhütten hier errichtet haben.

Aber in Amerika ist ein guter Boden für das Wachstum der Städte, die wie Pilze emporschiesse, und am 1. Mai 1871, zu der Zeit, wo unsere Geschichte spielt, war

L . . . eine Stadt, größer und prächtiger, wie man deutsche Residenz, ein Knotenpunkt von Eisenbahnen, ein Seehafen mit stolzen Schiffen! Paläste und Kaufgewölbe haben die Blockhütten der ersten Ansiedler verdrängt, Kirchen, Theater, Gasthäuser sorgen für geistigen und leiblichen Bedürfnisse der Bevölkerung. Und diese Bevölkerung — ein Gemisch von allen Nationen, weiß, schwarz, braun und gelb — eine Farbenmenschheit, — aber die Deutschen, die der Stadt, sind vorherrschend.

Die Revolutionsjahre 48 und 49 hatten viele Deutsche aus ihrem Vaterlande vertrieben, und die Deutschen hatten sich mit ihrer schwarz-rot-goldnen Fahne dieses Asyl gerettet.

Heute aber jauchzten sie den neuen deutschen Farben schwarz-weiß-rot, mit der gleichen Begeisterung mit der sie einst in ihrem Vaterlande für die schwarze-rot-goldenen gekämpft hatten. Schwarz und Rot sind geblieben, Weiß aber hat gegen den Preis gewonnen: ein einziges, mächtiges Deutschland!

An diesem 1. Mai 1871 hatte die Stadt ihr schönstes Festkleid angezogen. Kaum hatte die Sonne mit ihren ersten Strahlen den jungen Morgen begrüßt, als sie mit einem Zauberschlage, die Häuser sich mit Blumenkränzen und Blumengewinden schmückten, und in den Straßen eine zahlreiche, festlich gekleidete Menge sich drängte, um zum Andenken an den ruhmreichen deutschen französischen Krieg, und zu Ehren des wiedererrungenen deutschen Kaiserreichs ein Friedensfest zu feiern. Aber nicht allein für die Deutschen war es am 1. Mai ein Festtag, nein, er war ein Jubeltag für die ganze Stadt. Alle Geschäfte ruhten, alle Werkstätten, alle Komptoire waren geschlossen, als um 7 Uhr der 1 1/2 Stunden dauernde Triumphzug durch die Stadt nach dem Festplatze zog, da die ganze Bevölkerung vertreten, um mit den Deutschen den Siegesjubel und die Friedensfreude zu feiern — sogar Neger, Mulatten und bezopfte Chinesen herrlichten den Zug, nur — die Franzosen fehlten. Grollend und mit finstern Gesichtern standen sie auf der Seite; sie konnten nicht vergessen und nicht vergeben und hatten ihren ohnmächtigen Haß mit heillosen Schreien über's Meer.

Und als nun auf dem Festplatze selbst der deutsche Nationalgesang, „die Wacht am Rhein“ aus den Kehlen von Tausenden begeisterter Menschen ertönte, da wurde manches Männerauge naß, ein Jüngling, daß auch drüben überm Meer warme Herzen für das ferne deutsche Vaterland schlagen.

Auf dem Balkon seines Hauses in der Regentstraße stand der reiche Handelsherr Wilhelm Bornheim und blickte in ernstem Sinnen nieder auf das festliche Schauspiel zu seinen Füßen. Bornheim war ein stattlicher Mann in mittlerem Alter, nahe der Grenze der Fünfzig. Sein noch immer volles Haar war leicht ergraut und die Falte auf seiner Stirne und der tiefe Schatten seiner Gesichtszüge legten Zeugnis ab, daß der Mann in seinem Leben schwer gekämpft und gerungen.

Ein bitteres Lächeln spielte um seinen Mund. „Heute und vor 22 Jahren! Vor 22 Jahren lag ich in Ketten, weil ich gekämpft und geblutet für ein gleiche hohe Ziel, das heute erreicht ist! Damals wurde die Kaiserkrone verworfen, weil sie aus der Hand des Volkes kam. Heute haben wir die Kaiserkrone aus der Hand der Fürsten. „Aber,“ mit dem Auge stammte auf, „aber erkämpft durch das Blut